

Vater verfliegen – Geschichte einer Familiensuche von P. Anderson

Einleitung

Der folgende Beitrag ist persönlicher Natur. Es handelt sich nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern um die Geschichte einer Suche familiärer Art. Ich bin anglo-indischer Herkunft, ohne (indischen) Vater in England aufgewachsen, von meiner (englischen) Mutter groß gezogen. Ich wusste als Kind von meiner Mutter lediglich, dass mein Vater Inder war und sie nur kurze Zeit zusammen gewesen waren.

Die Beschreibung der Suche bezieht sich nicht nur auf die konkrete Person, sondern auch auf meine Identitätsfindung. Wie für viele Menschen ohne einen Elternteil war das Thema lange Zeit für meine Mutter und mich ein großes Tabu, eine offene Wunde – gegenüber anderen Menschen eine nicht zu thematisierende Lücke, gar ein Defizit. Dementsprechend strahlt man die Verletzlichkeit folgendermaßen aus: *bitte nicht fragen, dieses Thema nicht ansprechen, da will ich nicht darüber reden.*

Meine Suche dauerte lange, war mühsam, bedeutete Irrungen und Wirrungen und war von vielen Rückschlägen geprägt. Es war ein langer Prozess, der mit einer allmählichen, kaum wahrnehmbaren Selbstakzeptanz einher ging. Das war die affektiv-psychische Seite. Rein praktisch gesehen mischte *Fortuna* in der Weise mit, dass ich entscheidende Informationen fast per Zufall erhielt und mir immer wieder bestimmte Schlüsselpersonen Mut machten hartnäckig dran zu bleiben.

Mit dieser Story, einer Geschichte mit positivem Ausgang will ich andere Menschen ermutigen. Die Vater- oder Muttersuche ist keine Seltenheit. Viele betroffene „suchende Kinder“ kennen aber große Selbstzweifel, Ambivalenz, sogar Angst hinsichtlich ihrer Suche: Die Frage stellt sich, will ich ihn, sie *wirklich* finden, und dabei womöglich ein zweites Mal Abweisung und Ablehnung erleben? Was macht es dann mit mir? Es handelt sich um eine Reise mit unbestimmtem Ziel und offenem Ausgang. Aber den Versuch soll man, muss man vielleicht wagen.

Begegnung

Meine Mutter, geb. 1930, ist in Wales (im Westen Großbritanniens) aufgewachsen, ihre Eltern waren Pub- und Hotelbetreiber während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach dem Tod meiner Großmutter – einer starken und den Erzählungen nach auch bestimmenden Persönlichkeit – war meine Mutter aus der Bahn geworfen, ein Stück orientierungslos.

Sie ging in dieser Zeit nach London und nahm eine Stelle als stellvertretende Leiterin eines Pubs gegenüber vom Unterhaus des Parlaments in Westminster an. Es war das Jahr 1956. Dort lernte sie eines Tages meinen Vater, Gopal, einen Inder aus dem Süden Indiens, dem Bundesland Kerala, kennen. Sie verliebte sich heftig, war von dem Mann fasziniert, der so anders war als alles was sie bisher kannte: sehr dunkel, gut aussehend, rhetorisch begabt, voller Ideen und Enthusiasmus – seine Begeisterung war ansteckend, es öffneten sich bisher

nicht geahnte Türen auf einmal geistig, emotional und – allem Anschein nach – auch erotisch.

Aber wer war dieser Mann? Indizien zeigten: offensichtlich ein Kind aus der oberen indischen Mittelschicht, elegant gekleidet und mit ausufernder Garderobe; Erzählungen über seine Kindheit zu Hause in großen Räumlichkeiten mit Bediensteten zugegen; die Mangos aus der Dose in seiner Wohnung (damals in England nicht erhältlich), welche seine Mutter ihm kistenweise zuschickte.

Aber Werdegang, Beruf, Beschäftigung? Er erzählte viel, verriet wenig: vielleicht ein Studium, womöglich eine Tätigkeit als Journalist. Einmal zeigte er meiner Mutter das Manuskript einer Reportage, die er für *BBC Radio 4* fertig gestellt hatte. Ansonsten wusste sie wenig über ihn. Nüchterne Fakten waren ihr vielleicht nicht so wichtig – und eine Vorsicht im Umgang miteinander war auch verständlich. Die großen Einwanderungswellen aus den *Commonwealth* Ländern hatten noch nicht eingesetzt: Inder in Großbritannien waren noch eine Seltenheit. Beziehungen zwischen den Ethnien waren damals äußerst ungewöhnlich und wurden in Zeiten des ausklingenden kolonialen Dünkels bestenfalls misstrauisch beäugt. Die Konsequenz: in der Öffentlichkeit bewegte sich das Paar sehr selten und man versuchte instinktiv, Konflikte zu vermeiden.

Also er blieb vage, bis auf einen Aspekt seines Lebens, Gegenstand eines gewissen familiären Stolzes. Bei verschiedensten Gelegenheiten wies er auf seinen berühmten Onkel hin, damals Vertreter Indiens bei der UNO. Dieser Mann war zur damaligen Zeit in der westlichen Welt als Verkörperung der West- und kolonialkritischen Haltung der Nichtpaktgebundenen Nationen berühmt/berüchtigt. Sein Neffe schmückte sich gerne mit diesem Verwandtschaftsverhältnis, und dies war für den Verlauf dieser Geschichte von Belang.

Vor dem Hintergrund der Suezkrise, die sich im Spätsommer 1956 abspielte, entstand eine gewisse Distanz zwischen Gopal und meiner Mutter. Diese Episode der spätimperialistischen Aggression der Briten Ägypten gegenüber verstärkte die immer latent vorhandene Skepsis meines Vaters *vis a vis* dem ehemaligen „Mutterland“ und den britischen Menschen allgemein. Diese Distanz schien sich auf die Beziehung zu übertragen. So waren die Umstände ungünstig, als sie Anfang November des Jahres ungewollt schwanger wurde.

Zunächst reagierte der bald 30-jährige Inder verständnisvoll: wenn eine Heirat aus familiären Gründen (aufgrund Kasten- und Klassenbezogener Erwartungen seiner Eltern) nicht möglich wäre, würde er trotzdem zu seiner Verantwortung – finanziell und auch affektiv – stehen. Diese Schwangerschaft sei eine Herausforderung die man gemeinsam meistern würde. Nach diesem offeneren Austausch konnte meine Mutter erleichtert und etwas zuversichtlicher in die Zukunft blicken.

Danach verschwand Gopal aber und ließ nichts mehr von sich hören. Erst dank Recherchen von zwei unterstützenden Frauen konnte er ausfindig gemacht werden. Meine Mutter wurde davon überzeugt, ein Vaterschaftsprozess sei der geeignete Weg, um Gopal dazu zu bringen, sich zu seiner Vaterschaft zu bekennen. Sie gab in späteren Jahren freimütig zu, dass sie in ihrer Annahme, er würde sich vor Gericht einsichtig zeigen, reichlich naiv gewesen sei.

Vor den Familienrichtern gab der Angeklagte zwar die Bekanntschaft mit meiner Mutter zu, bestritt aber vehement, dass er der Vater des Kindes sei. Und überhaupt: Dieser Vaterschaftsprozess sei ein verleumderischer Versuch, seine Familie – und vor allem seinen durch die dramatischen Ereignisse der Suezkrise vergangenen Jahres (es war Anfang 1957) berühmt gewordenen Onkel – zu beschmutzen.

Die Richter waren eingeschüchtert – damals gab es keinen juristisch belastbaren Vaterschaftstest – und sie befanden: Es sei Aussage gegen Aussage, sie könnten keine Entscheidung treffen und verwies deswegen auf die nächst höhere Instanz. Für meine Mutter brach in dem Moment eine Welt zusammen. Ihre letzte Genugtuung bestand darin, dass sie am Ende der Verhandlung auf meinen Vater zuing und ihm abschließend mit der Aussage „*Ich hoffe, du bist zufrieden!*“ eine Ohrfeige verpasste.

Kindheit und Jugend

Meine Mutter behielt ihr Geheimnis für sich. Nur sehr wenige Menschen durften in den nächsten zwanzig Jahren erfahren, wer ihr Kind gezeugt hatte. Ihre eigene (Herkunfts-) Familie, die sie zur Adoption drängen wollte, blieb auch außen vor und wusste so gut wie nichts. Sie entschied sich für das Kind, und – ohne erlernten Beruf oder Qualifikation – wurde sie Haushälterin und Koch bei reichen Familien in ländlichen Gegenden. Der Vorteil: Job und Unterkunft waren in einem Paket zu haben, aber mit einer gehörigen Portion Abhängigkeit dazu.

Sie erzählte mir als Kleinkind lediglich, dass „*dein Vater nicht bei uns bleiben konnte.*“ Es blieb aber ein Rätsel, warum, aber auch wer er war und woher er kam.

Dann als ich zehn war, erfuhr ich beinahe zufällig mehr über jene andere Hälfte meiner Herkunft. Wir wohnten bei einer Familie in Norfolk, Ostengland. Eine sehr ländlich-konservativ geprägte Region mit ungebrochener Klassenhierarchie. Ich lag im Bett zu Hause krank in der Dienstwohnung des großen Hauses und der Hausarzt rätselte gerade über die Ursache. Etwas verhalten tat ihm meine Mutter kund: Könne es damit zu tun haben, dass ihr Sohn „Euroasiat“ sei? Dieses Fremdwort hörte sich für mich Furcht einflössend an. Könnte es sich um ein mir bisher unbekanntes chronisches Gebrechen handeln? Auch der Hausarzt, Dr Edmonds, reagierte verdutzt: Das tue nichts zur Sache, und verabschiedete sich schnell.

Danach erklärte mir meine Mutter, dass mein Vater Inder gewesen war. Meinem Alter angemessen sagte sie in dünnen aber neutralen Worten, wie die kurze, heftige Beziehung abgelaufen war. Die Luft war schwer, ihre Stimmung traurig – ich kam ins Schwitzen. Ich stellte mir vor, wie es mir angesichts dieser Neuigkeit in der Schule gehen würde. Schauerlich. Ich war auf einmal einer von den „*niggers*“ auf die man selbstverständlich schimpfte – auch wenn keine farbigen Mitschüler vorhanden waren.

Norfolk war damals unerschütterlich weiß und offen geäußerte rassistische Vorurteile gehörten zum Alltag. Ich war etwas dunkler als meine Mitschüler aber, nach meiner Erinnerung, kamen erst nach dieser von Schwermut gekennzeichneten Szene die ersten entsprechenden Beschimpfungen auf mich zu.

Meine Schulzeit war allerdings nicht nur von solchen Unannehmlichkeiten geprägt. Ich konnte Freundschaften schließen und über Sportlichkeit – immer sehr wichtig an englischen Jungenschulen – eine Akzeptanz unter den Mitschülern erreichen. Nichtsdestotrotz war das Thema „Vater“ immer Tabu. Ich redete nicht über meinen nicht vorhandenen Vater und bemühte mich dem Thema konsequent aus dem Wege zu gehen.

Erst in der Adoleszenz konnten meine Mutter und ich das Schweigen darüber allmählich brechen. Sie hatte immer wieder bruchstückchenweise von der Zeit mit Gopal erzählt. Dabei gab es oft Tränen, die verbleibende Wunde bei ihr war groß und vernarbte nur sehr langsam. Mir war das Ganze als Kind unendlich peinlich, ich wollte nichts davon wissen. Erst als ich die Schule verließ, für ein „gap year“ vor der Uni zu Hause blieb und jobbte, löste sich allmählich der Knoten. Uns beiden war bewusst, dass ich demnächst von zu Hause in den Norden nach York zum Studium weg ziehen würde. Unsere gemeinsame intensive Zeit als Mutter und Sohn ging zu Ende: Jede/r stellte sich auf den eigens zu beschreitenden künftigen Weg ein. Dabei verspürten wir eine Mischung aus Zuversicht und Wehmut.

In dieser Phase redeten wir vorsichtig und sachte über *ihn*, über die Erinnerungen und die spärlichen Fakten. Ich wollte mehr wissen – im Laufe der nächsten Jahre setzten wir unser Gespräch als Erkundungsreise durch ihr Gedächtnis, immer wieder neue Details aufspürend, auch als unser affektives Bündnis der behutsamen Enthüllung fort.

Beginn einer langen Suche

Es begann mit einem Gespräch an einem lauen Sommerabend bei meiner Mutter – ich war zu Besuch und wohnte inzwischen in Deutschland. Das Gespräch kreiste um die Frage, was aus meinem Vater geworden sei.

„Ich wünsche mir, dass du ihn suchst“, sagte sie.

„Warum?“

„Weil du die ganze Geschichte nur aus meiner Warte kennst, es wäre aber wichtig, dass du seine Seite auch hörst. Und überhaupt, wie ist er jetzt, was ist in seinem Leben passiert? Das würde mich interessieren.“

Inzwischen lag die Beziehung die ca. ein halbes Jahr gedauert hatte mehr als ein Vierteljahrhundert zurück. Meine Mutter hatte in der Zwischenzeit nie eine andere Beziehung gehabt. Diese Anregung von ihr arbeitete in mir und ich stellte fest, dass ich die Suche inzwischen ebenso spannend fände. Genug Zeit war vergangen. Die Studiumszeit in York war eine wichtige Station gewesen. Dort hatte ich erlebt, wie ich – in einer neuen und anregenden Umgebung und in einer neuen Lebensphase – erstmals unbeschwert von meiner Herkunft und Familiengeschichte erzählen konnte und Menschen offen, interessiert und vorurteilsfrei reagierten. Inzwischen wusste ich: Wenn sie nicht offen dafür waren, war es *ihr* Problem und nicht *meins*. Allmählich war Schluss mit Schamgefühlen und Peinlichkeit.

Aber wo mit der Suche beginnen? Meine Mutter hatte überhaupt nichts von der Zeit mit meinem Vater behalten, weder Schriftliches noch irgendwelche Gegenstände. Sie hatte

lediglich eine Zeichnung von ihm gehabt – von einem Künstler in ihrer Gegenwart angefertigt und welche sie sehr schätzte. Aber diese war im Laufe der Zeit verloren gegangen. Sie hatte nichts, nicht mal der Name von ihm war wirklich gesichert.

Als erstes versuchten wir eine Recherche nach den Gerichtsakten vom Vaterschaftsprozess aus dem Jahre 1957. Diese stellte sich aber als eine Sackgasse heraus: Akten für solche Verhandlungen würden nur fünf Jahre aufgehoben, nur die Personalien und Urteile hielte man noch fest – und inzwischen habe man ein Großteil der älteren Akten aus den Kellern sowieso vernichtet. Vergebliche Liebesmühe.

Dann gingen wir dem Hinweis der journalistischen Tätigkeit nach. Ich kontaktierte das BBC Archiv mit einer Anfrage nach Beiträgen eines Mr. Gopal M. Ein Bibliothekar meldete sich mit der Information, dass zwar keine Beiträge mehr aus der Zeit, dafür aber Honorarquittungen für mehrere Hörfunkbeiträge aus den Jahren 1958-59 für einen gewissen Gopal M. noch vorhanden wären. Aha!

Dann beschlossen wir, die familiäre Verbindung mit seinem Onkel genauer zu erkunden. Im Laufe von Recherchen (Biographien, Archive der Kolonialzeit in London) konnte ich in Erfahrung bringen, dass eine Nichte (eine Ärztin) von jenem berühmten Politiker der Neuzeit, nahe bei London wohnte. Mit einem Hauch eines schlechten Gewissens ob meiner Unaufrichtigkeit meldete ich mich bei ihr als Historiker, der ein Gespräch über die Karriere ihres Onkels führen wollte. Eigentlich wollte ich sie aber über meinen Vater interviewen.

Frau Dr. C. zeigte sich offen und kuldig, eine ältere indische Dame, würdevoll und auf das Gespräch sehr konzentriert. Erst nach einer halbstündigen Diskussion der Karriere ihres Onkels holte ich tief Luft und offenbarte meine wahre Intention. Als ich die Begegnung zwischen meinen Eltern in den 50ern beschrieb, beobachtete ich mein Gegenüber sehr genau. Ich schilderte im Detail, was wir inzwischen vom damals jungen Gopal wussten. Ihr Erstaunen war für mein Dafürhalten nicht gespielt, sie wirkte nicht empört oder defensiv, schien nichts verbergen zu wollen. Nein, konstatierte sie, es gebe keinen Mann in der Generation ihrer Verwandtschaft, der überhaupt in England zu der Zeit war. Es sei ein Rätsel.

Sie zog anschließend ihren Mann zur Rate, der Anfang der 50er Jahre nach England gekommen war. Die Frage: Hat es andere Männer aus diesem relativ kleinen Kreis der indischen Zuwanderer der oberen Mittelschicht gegeben, die es hätte sein können? An dem Tag und später nach weiteren Erkundungen im Bekanntenkreis gab es keine Lösung des Rätsels. Die Frage war nun komplett offen: Wer war dieser Mann?

Dieses Ergebnis war für meine Mutter niederschmetternd. Nicht mal Gopals immer so stolz vorgetragenes Verwandtschaftsverhältnis zu dem berühmten Politiker hatte gestimmt, alles Schall und Rauch. Meine Mutter stellte fest: „Als ob ich das Ganze erfunden hätte. Es ist so demütigend! Aber zumindest gibt es dich, Liebling. Du bist keine Fata Morgana, oder?“

Solche familiären Suchgeschichten sind aber oft von herben Rückschlägen dieser Art geprägt. Man geht zwei Schritte nach vorne und gleich (mindestens) einen zurück. Die Entmutigung führt dazu, dass man eine Zeitlang davon absieht: *stop-go*, will ich überhaupt weitermachen? Dann können oft neue Ideen und frische Motivation durch Gespräche mit Freunden und Bekannten von entscheidender Bedeutung sein.

Eine Freundin wies in einem langen Gespräch auf die Möglichkeit einer Suchagentur hin: Es gebe nicht nur Privatdetektive – teuer und mit dem Anstrich der Schnüffelei behaftet – sondern auch Agenturen mit einem solchen sozial ausgerichteten Auftrag, verloren gegangene Verwandten zu suchen. Darüber hinaus solle ich im Klaren sein, was ich von einer Begegnung mit meinem Vater für mich wirklich erwarte. Erfahrungen zeigten, dass man zum Beispiel mit einer „zweiten Zurückweisung“ rechnen müsse – weil die aufgespürten Eltern oft nur durch diese Form von Distanzierung mit ihren Schuldgefühlen umgehen können.

Durch diese und andere wertvolle Hinweise konnte ich für mich inzwischen eine andere Priorität bei der Suche erkennen: dass mein Vater als Person nicht mehr im Mittelpunkt stand. Er war das Tor, die Zutrittsmöglichkeit zur im Schatten liegenden Hälfte meiner Herkunft. Es gab eine andere Familie, andere Personen – im geistig-emotionalen Sinne ein anderes Erbe, das mich irgendwie prägte. Ich könnte bestimmt nicht die Hoffnung hegen, dass diese Menschen mich mit offenen Armen empfangen würden. Aber ich könnte durch das Auffinden meines Vaters Zugang zu diesem anderen Hintergrund, zu jener anderen Familiengeschichte erhalten – und damit ein Stück mehr Selbstfindung.

Alle Wege führen nach.... – Wohin?

Der Internationale Sozialdienst (ISD)/später familie international frankfurt (fif) nahm in meinem Auftrag Ende der Neuziger Jahre die Suche in London auf. Man stellte zunächst fest, dass es keine Einträge in den Heirats- oder Todesregistern sowie den Telefonbüchern gab, und weitere Spuren waren nicht vorhanden. Dann kam uns eine wichtige Information über unkonventionelle Wege zur Hilfe. Eine ehemalige Studienkollegin von mir konnte über ihre Kontakte zur britischen Journalistengewerkschaft Einblick in die Mitgliedschaftsausweise aus den 50er Jahren bekommen. Man ist für das Jahr 1958 fündig geworden:

Gopal M., geboren 1927.

Dazu gab es eine Wohnadresse, zuletzt für die 80er Jahre. Mit diesen Informationen konnte die Recherche bei fif weitergehen. Man bekam heraus, dass Gopal bis Ende der 80er Jahre als Wähler bei einer Adresse in Westlondon registriert war. Dann verlor sich die Spur. Die jetzigen Hausbewohner konnten keine Auskunft geben, aber die Mitarbeiterin des Sozialdienstes hatte bei meinem nächsten Londonbesuch eine informelle Empfehlung: die Gegend aufzusuchen und mit Nachbarn ins Gespräch kommen, die sich an Herrn M. vielleicht erinnern konnten.

Ich hatte Glück. Als ich vor dem Haus stand – Nachbarschaft: solide weiße englische Mittelschicht, vor allem in den 80er Jahren – konnte ich mir auf einmal vorstellen, dass ich hier auf dem richtigen Pfad war. Plötzlich fiel mir ein älterer Herr in einem Nachbarsgarten auf: weißer Schopf, kurze Hose, Rasen mähend. Ich ging auf ihn zu.

Ich wolle mich wegen Mr. M., dem früheren Bewohner von Nr. 39 erkundigen: Ich suche ihn in einer Familienangelegenheit. Ob er ihn zufällig gekannt habe?

Er konnte sich gut an ihn erinnern: reserviert, immer gut gekleidet. Vermutlich sei er nach der Scheidung von seiner Frau eingezogen. Sehr auffallend, er so dunkel und seine Frau so hell, Isländerin, war sie, oder? Und dann der gemeinsame Sohn, ellenlanger Kerl, der gelegentlich zu Besuch war. Aber Ende der 80er Jahre war er weg gezogen. Er wüsste nicht wohin...

Dies klang so passend – und auf einmal war eine andere Familie auf der Bildfläche. Weitere Nachforschungen ergaben zwar keine Heiratsschließung oder weiteren offiziellen Einträge in Großbritannien. Dies war ohne Namen von Frau oder Kind aber schwierig. Allerdings bestätigte die britische Rentenbehörde, dass ein gewisser Herr Gopal M., geboren 1927, inzwischen nicht mehr in Großbritannien wohnhaft, eine staatliche Rente erhalten würde. Weitere Daten wie Wohnort etc. durften aber nicht preisgegeben werden. Immerhin war damit klar, dass er noch am Leben war und irgendwo auf der Welt seine britische Rente bezog.

Es folgte in den nächsten Monaten eine ausgiebige Korrespondenz mit der Rentenbehörde, mit dem Ziel zumindest der Weiterleitung eines Briefes an meinen Vater. Dabei wurden sogar das Innenministerium bzw. der Datenschutzbeauftragte der Regierung bemüht. Es ging um die Frage: Inwiefern darf einem leiblichen Kind Kontakt zum Vater in einem solchen Fall ermöglicht werden? Die offizielle, leicht kafkaeske, Position war: Nur Kinder, die mindestens fünf Jahre mit dem leiblichen Vater in einem Haushalt gelebt haben, dürfen als Kinder mit entsprechenden Rechten betrachtet werden. Ergo kein Recht auf eine Kontaktaufnahme für mich!

Über private Kanäle erfuhr ich, dass es intensive Diskussionen meines Falles bei der zuständigen Behörde für Auslandsrentenzahlung gegeben hatte. Offensichtlich gab es Stimmen, die für eine Weiterleitung eines Briefes von mir an meinen Vater stark gemacht hätten. Letzten Endes haben aber die hausinternen Juristen diese Überlegung mit dem Argument überstimmt: Würde mein Vater beispielsweise einen Herzinfarkt o. ä. bei der Lektüre des Briefes erleiden, könnte die Behörde dafür belangt werden. *Ergo*: nein.

Nach dieser Enttäuschung erfolgte wieder eine Pause in meinen Nachforschungen. Allmählich machte sich eine Resignation breit, das Gefühl, dass es irgendwie nicht sein sollte. Weitere Jahre vergingen. Nichtsdestotrotz blieb eine Mitarbeiterin von familie international frankfurt (fif) in Frankfurt am Main an dem Fall dran. Eine Spur führte nämlich nach Island. Durch Recherchen von fif habe ich 2005 erfahren, dass Gopal im Jahre 2002 seinen Pass bei der britischen Botschaft in Reykjavik hatte verlängern lassen. Man meinte eine gültige Adresse in England ausfindig gemacht zu haben. Ein Vermittlerbrief von fif wurde zweimal dorthin geschickt. Dieser kam aber jedes Mal zurück: unbekannt verzogen.

In diesem Jahr, 2005, starb meine Mutter in England an einem Nierenversagen. Ich konnte sie in diesen letzten Wochen begleiten. Sie war sehr schwach aber immer wieder zwischendurch luzide. Kurz vor ihrem Tod fragte sie mich: „Neuigkeiten bei der Suche nach deinem Vater?“ Ich musste verneinen. Sie meinte daraufhin: „Schade, das hätte die Sache schön abgerundet.“

Hartnäckigkeit belohnt

Nach diesem Abschied unternahm ich nichts mehr und hatte innerlich aufgegeben. Ich hatte zwar das Gefühl, fast alle Puzzleteile bei der Suche gefunden zu haben. Aber jenes entscheidende Stück fehlte noch – und war, so mein Gefühl inzwischen, nicht auffindbar. Irgendwo da draußen godelte er herum, ein moderner Nomade. Wie die immer wieder aufs Neue suchende Frau B. von fif Frankfurt im Gespräch es einmal formulierte: „Irgendwie habe ich den Eindruck, dass Ihr Vater – aus welchen Gründen auch immer – nicht aufgespürt werden will.“

Sie gab nicht auf. Im Herbst 2007 meldete sie sich mit der Bitte doch noch ein letztes Mal eine Anfrage bei der britischen Botschaft in Reykjavik zu starten: Ob sie die Kontaktadresse für Herrn M. nicht doch hätten? Ich stimmte dem mehr oder minder gleichgültig zu, ohne irgendwelche Hoffnungen.

Es war ca. zwei Wochen später, an einem kalten Novembernachmittag als ich einen Anruf erhielt und sich ein britischer Botschaftsangehöriger aus Island meldete: er habe einen Brief erhalten, ich würde einen Mr. Gopal M. suchen. Dazu könne er nichts sagen, aber er habe die Adresse seines Sohnes vorliegen. Ich traute meine Ohren nicht, erklärte dann den persönlichen Hintergrund. „Ich habe mir so etwas gedacht“ sagte mein Gesprächspartner. Bemerkenswert unbürokratisch und mitfühlend bot der Mitarbeiter der Britischen Botschaft an, mein Anliegen an Herrn M. mit meinen Kontaktdaten unverzüglich weiterzuleiten.

Ich musste zwischendurch weg. Bei meiner Rückkehr am Abend fand ich eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter von Herrn M. aus Norwegen vor: Er habe eine Nachricht erhalten, ich würde seinen Vater in einer persönlichen Angelegenheit suchen. Könnte ich mich bei ihm so bald wie möglich melden?

Nervös lief ich auf und ab im Zimmer, bevor ich zum Hörer griff. Ich hatte auf einen solchen Moment seit Jahren gewartet. Und nun das leise, panikartige Gefühl stieg auf: Hilfe, was tun?

Als ich schließlich anrief, verlief das Gespräch viel besser als ich je hätte erwarten können. Wir redeten lange. Ich erzählte die ganze Geschichte: von der Begegnung zwischen meiner Mutter und (seinem?) Vater, biographisches, von der Suche mit allen Höhen und Tiefen; und von allen Fakten und Indizien, die darauf hindeuteten, sein Vater sei auch meiner.

Am Anfang war er skeptisch und reserviert. Wichtig war, gleich am Anfang festzustellen, dass Name und Geburtsdatum übereinstimmten. Mein Gesprächspartner zeigte sich im Laufe der Unterhaltung immer interessierter, fragte nach, verglich zwischen seiner Laufbahn und meiner. Es gab viele Ähnlichkeiten. Nach Kindheit und Jugend in England und Island lebte er aus beruflichen und privaten Gründen in Norwegen. Am Ende des Gesprächs erklärte er zielorientiert aber freundlich, dass er sich bei seinem Vater erkundigen würde, ob er meine Mutter kannte, ob die Geschichte stimme.

Ich wartete sehr gespannt und drei Tage später kam die Antwort aus Norwegen: Gopal gab zu, dass die Geschichte im Wesentlichen stimmen würde, hieß es. Er kannte meine Mutter. Ob er wirklich mein Vater sei, dazu habe er sich nicht geäußert. Daraufhin beschlossen mein mutmaßlicher Halbbruder, und ich, einen Gentest machen zu lassen. Dadurch wurde das Verwandtschaftsverhältnis bestätigt.

Es folgte in den nächsten Monaten einen längeren Austausch zwischen meinem Halbbruder und mir: viel Biographisches und die jeweiligen Familiengeschichten – von Offenheit und Neugierde geprägt – wurden ausgetauscht, bis es schließlich zu einer ersten Begegnung mit ihm und meinem Vater kam.

Dies war eine spannende und von Spannung gekennzeichnete Episode. Schließlich sollte die Tür zur indischen Familie in Kochi in Kerala und in Madras/Chennai danach auch aufgehen.

Kein Schatten mehr, Licht in die Vergangenheit und Wissen über die andere Hälfte. Dazu ein offener, schmerzhafter aber aufschlussreicher Austausch mit meinem Vater über die Zeit damals und seine Sicht der Dinge. Damit konnte ich dieses Kapitel, das mich so lange beschäftigt und begleitet hatte, abschließen.

Aber das wäre eine andere Geschichte.

P. Anderson, Dezember 2013



10 Jahre fif e.V.